

Der Zugang zum Priestertum

Seit Jahren gibt es einige Reizthemen, die jeder aufgreifen zu müssen glaubt, der an der katholischen Kirche Kritik übt – indifferente, wohlwollende oder böswillige Kritik. Die Forderungen nach Demokratisierung, nach Aufhebung des Pflichtzölibats, nach der Ordination von Frauen, nach kirchlicher Trauung Geschiedener und nach Modifizierung der Aussagen von „*Humanae vitae*“ gehören regelmäßig dazu. Die Notwendigkeit, über diese Themen nachzudenken, liegt auf der Hand. Das sei unbestritten. Offenbar verborgen aber ist vielen deren sekundärer Charakter. Die Behauptung dieses Satzes mag diejenigen überraschen, die in der Erfüllung jener Forderungen eine oder die entscheidende Zukunftsperspektive sehen. Ein kleines Denkspiel könnte dabei schon weiterhelfen: Angenommen, jene fünf Forderungen würden vom Papst in Rom oder von einem Konzil innerhalb der nächsten zehn Jahre offiziell und gesamtkirchlich erfüllt. Dann wäre manches in der Kirche anders. Gewiß. Und mancher Kritiker fühlte sich in seinem Anliegen bestätigt. Im Grund aber hätte man nur das nachgeholt, was in den evangelischen Kirchen Deutschlands seit langem üblich ist. Das allerdings müßte aufhören lassen. Ist die religiöse und kirchliche Situation im evangelischen Raum tatsächlich günstiger als bei den Katholiken? Beklagt man dort nicht gleicherweise den Verfall von Glaube und Kirchlichkeit?

Es liegt deshalb der Gedanke nahe, daß der Kern des Problems von den genannten Forderungen noch nicht berührt wird. Die Suche steht noch immer am Anfang. Vielleicht aber hindert uns gerade die Fixierung auf Forderungen sekundären Charakters daran, die kirchliche Krise adäquat in den Blick zu bekommen. Wenn man den Ursachen des Verfalls von Glaube und Kirchlichkeit näherrücken will, müßte man anders, tiefer, differenzierter und radikaler nachdenken, als es in der bloßen Wiederholung dieser Forderungen geschehen kann.

Im Bewußtsein des sekundären Charakters jener Forderungen soll im folgenden nochmals über einige von ihnen nachgedacht werden, über jene nämlich, die sich auf den Zugang zum Priestertum beziehen. Und wenn dabei auch etwas von dem kirchlichen Primärproblem zum Vorschein kommen sollte, brauchte es ja kein Schaden zu sein. Im Lauf der Jahrhunderte haben sich jedenfalls für den Zugang zum Priesteramt im wesentlichen fünf Exklusivitäten herausgebildet: nur Männer, nur Studierende, nur Fulltimer, nur Zölibatäre und nur vom Bischof Akzeptierte. Diese Aufzählung ist zwar in sich nicht ganz stimmig, bietet aber Gelegenheit, dem Thema „Zugang zum Priestertum“ näherzukommen.

Nur Männer?

Dies ist die einzige unter den genannten Exklusivitäten, bei der es möglicherweise nicht allein um Kirchenordnung geht, sondern um Glaubensfragen. Deshalb ist besondere Behutsamkeit angesagt. Dazu gibt es inzwischen ein vielfältiges Schrifttum. Ausscheiden darf man wohl all jene Arbeiten, die offensichtlich nur nach Argumenten für ihre schon vorher festliegende Zielsetzung suchen. Aber auch bei dem dann Verbleibenden wäre zu differenzieren.

1. Die gesamtgesellschaftliche Tendenz vergangener Jahrhunderte zur Festigung patriarchalischer Strukturen gab und gibt es natürlich auch in der Kirche. Und wenn die Funktionen von Caritasdirektoren oder von Dezernenten in den Ordinariaten nahezu ausschließlich von Männern wahrgenommen werden, obwohl es weder dogmatische noch kirchenrechtliche Gründe dafür gibt, dann ist das eigentlich nur ein typisches Beispiel.

2. Flexibler ist da offensichtlich der seelsorgliche Bereich. Wenn man die katholische Kirche heute gern als „Männerkirche“ diffamiert, dann reiben sich die Kirchenmänner verwundert die Augen und trauen ihren Ohren kaum. Jahrhundertlang hat man ihre Kirche eher als „Frauenkirche“ diffamiert. Wie das? Weil Seelsorge und Verkündigung sich vorwiegend an Frauen und auf Frauen hin orientierten, so daß teilweise über 90 Prozent der Gottesdienstbesucher Frauen waren und es streckenweise heute noch sind. Die Pfarrer mußten sich als „weibisch“ verhöhnen lassen. Weil sie keine Frauen hatten, galten sie nicht als richtige Männer; sogar das Waffentragen – der Stolz eines freien Mannes – war ihnen verboten. Auch mag es erstaunen, daß Zölibatäre, gleich welchen Alters, mit so großer Selbstverständlichkeit gerade von denjenigen Frauen um Rat gebeten wurden, die mit ihren Männern und Söhnen so ihren Kummer hatten. Vielleicht aber spielte es auch eine Rolle, daß da Männer waren, bei denen man darauf vertrauen durfte, daß sie von den Frauen nichts „wollen“, sondern in den Sorgen des Alltags für sie da sind. Gleichzeitig waren es oft genug Frauen, und wohl die emanzipierteren unter ihnen, die auch ihren „Pfarrherren“ durch ein mutiges Wort zu einem Stück Emanzipation verholfen haben.

Und was die Ämter angeht, wer es sehen will, kann es beobachten: Vor 25 Jahren hätte man es für „undenkbar“ und für „ausgeschlossen“ gehalten, daß in unseren katholischen Gemeinden Frauen predigen, Kommunion austeilen, ohne Quotenregelung in den Pfarrgemeinderäten häufig in der Mehrzahl sind oder als examinierte Seelsorgerinnen an den Dekanatskonferenzen der Pfarrer teilnehmen. Zur Zeit wird über die Diakonatsweihe für Frauen nachgedacht. Ob die Veränderung zu langsam vor sich geht, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Nur ist es wohl gut „jesuanisch“ gedacht, wenn eine Gemeinschaft sich nur so schnell verändert, daß auch die Langsameren es mitvollziehen können. Das Ziel dieser Entwicklung ist – seelsorglich gesehen – offen.

3. Die dogmatische Frage. Die bislang vorgetragenen theologischen Argumente für bzw. gegen die Ordination von Frauen scheinen noch keine hinreichende Klärung gebracht zu haben. Als überzeugend wurden sie wohl nur von denen empfunden, die ohnehin schon in dieselbe Richtung dachten. Auffallend sind häufig auch Unstimmigkeiten in der Argumentationsstruktur: Wer biblische Texte fundamentalistisch versteht, kann aus dem Befund, daß Jesus nur Männer zu Aposteln berufen hat, normative Geltung ableiten. Die Berechtigung der fundamentalistischen Vorentscheidung aber ist damit noch nicht erwiesen. Auch wenn man am Begriff der „Verbalinspiration“ festhält, dann ist damit noch nicht zwingend gegeben, daß man Schrifttexte so lesen müsse, wie es seinerzeit in der altprotestantischen Orthodoxie geschah oder wie es im Islam mit dem Koran geschieht. Außerdem sollte man erwarten, daß jeder, der aus dem biblischen Befund unmittelbare Normen ableitet, dies konsequenterweise auch bei anderen Themen unternimmt, so etwa in bezug auf Armut, Pflichtzölibat oder Gewaltlosigkeit. Solche Konsequenz aber wird oft vermißt.

Wer dagegen biblische Texte „historisch“ zu verstehen sucht, wird auf die patriarchalische Struktur des biblischen Umfelds hinweisen, um daraus auf die Möglichkeit einer Ordination von Frauen zu schließen. Aber auch da bliebe die Berechtigung der genannten Vorentscheidung ungeprüft. Die Einsicht, daß alle menschliche Kultur historisch gewachsen und vermittelt ist, kann man natürlich im Sinn eines totalen Relativismus verwenden, und dann stünden alle Optionen offen. Aber das ist nicht die einzige Möglichkeit, mit jener Einsicht umzugehen. Auch wäre nicht mehr verständlich, weshalb der Interpret ausgerechnet alte biblische Texte verwendet, um Probleme der Gegenwart zu meistern. Mit dem Bemühen um „historisches“ Verständnis ist demnach die Frage nach der Verbindlichkeit der Aussagen noch nicht beantwortet.

Schließlich tun sich auch diejenigen schwer, die das Thema der Ordination von Frauen von einer heilsgeschichtlichen Ordnung oder von einer Symbolik der Geschlechter her anzugehen versuchen. In den vorgetragenen heilsgeschichtlichen Entwürfen und Symboldeutungen kommen eben doch immer wieder jene Vorentscheidungen zum Vorschein, in denen das Ergebnis der Interpretation bereits enthalten ist. Offensichtlich haben die Theologen einen Großteil ihrer Arbeit noch vor sich.

4. Der heutige gesellschaftliche Kontext. Einsichtiger sind jene Argumente, die im Hinblick auf das soziale Umfeld der Gegenwart formuliert werden: Der Trend zur Gleichstellung der Frauen wird im profanen Raum als hoher ethischer Wert empfunden. Die Entwicklung in den evangelischen Kirchen geht seit Jahrzehnten hin zur Ordination von Frauen. Andererseits vertieft ein solcher Schritt die Kluft zu den orthodoxen Kirchen hin. Auch die Rücksicht auf die innerkirchliche Akzeptanz mahnt immerhin zur Behutsamkeit. Ebenso bleibt zu fragen, ob bzw. mit welcher Intensität und Schnelligkeit eine 2000jährige Tradition

sinnvollerweise umgestülpt werden kann. Mit anderen Worten: Die einzelnen Argumente mögen in sich stimmig sein, in ihrer Gesamtheit aber lassen sie sich nicht auf denselben Nenner bringen.

Nur Studierende?

Zwar gab es immer auch vereinzelte Ausnahmen, aber seit dem 16. Jahrhundert ist der akademisch ausgebildete Pfarrer der Normalfall geworden. Unsere Konkordate in Deutschland verfestigen diesen Modus. Nun mag es angesichts der heutigen Hochschulwirklichkeit überzogen idealistisch anmuten, von einem wissenschaftlichen Studium Entfaltung und Reifung der Persönlichkeit zu erwarten. Auch in der Medizin ist längst aufgefallen, daß die Bevorzugung von Einser-Abiturienten bei der Vergabe von Studienplätzen nur recht bedingt zu besseren Ärzten führt. Sicher wäre an den Studiengängen vieles zu reformieren: Ballaststoffe wären abzuwerfen, größerer Praxisbezug anzustreben, eine mehr ganzheitliche Methodik einzuführen usw. Aber eine ernstzunehmende Alternative zum wissenschaftlichen Studium hat bisher niemand anzubieten verstanden, weder in der Ausbildung zum Arzt noch in der zum Pfarrer. Dennoch ließe sich fragen, ob die erwähnten Ausnahmen wirklich derart vereinzelt bleiben müssen. Wäre es nicht denkbar, daß jemand, der sich in einem verwandten Beruf wie Jugendpfleger, Lehrer oder Sozialarbeiter (auch an manchen Diakon oder Küster könnte man denken) in bezug auf den Umgang mit Menschen, auf Verantwortungsbewußtsein, auf Glaubensüberzeugung und Ausstrahlungskraft bewährt hat, in einem theologischen Kurzstudium die Qualifikation eines gleichberechtigten Gemeindepfarrers gewinnen könnte? Denkbar wäre das schon, gelegentlich auch naheliegend. Aber vielleicht wollen die Studierenden lieber unter sich bleiben.

Nur Fulltimer?

Der Apostel Paulus hat sich seinen Lebensunterhalt durchweg mit Handwerk verdient. Versuche mit sogenannten Arbeiterpriestern führten zu divergenten Ergebnissen. Viele der kleinen Gemeinden aber, die früher einen hauptamtlichen Pfarrer hatten und heute darüber klagen, daß kein Pfarrer mehr am Ort sei, konnten auch in früheren Zeiten keinen „Fulltimer“ verkraften. So suchten sich die nicht ausgelasteten Priester Nebenbeschäftigungen. Einer züchtete Rosen, ein anderer übersetzte die hebräische Bibel ins Griechische, ein dritter hatte eine Dreschmaschine, mit der er zur Erntezeit über die Dörfer zog. Dieses Verhältnis ließe sich umkehren durch die Einführung von ehrenamtlichen oder nebenamtlichen Priestern. Ihren Hauptberuf übten sie weiterhin aus, aber sie könnten sich

verpflichtet wissen, ihrer Kleingemeinde als Priester zur Verfügung zu stehen. Hier wäre wohl am ehesten der Ort für die vielberedeten „viri probati“.

Eine andere Frage steht damit im Zusammenhang, die nach der sogenannten absoluten Ordination. Daß der Bischof einen von ihm ausgewählten Kandidaten zum Priester weiht und nachträglich in eine von ihm ausgewählte Gemeinde sendet, ist ein bewährtes Modell. Dennoch bleibt ein solcher Pfarrer ein „Import“. Das andere Modell der relativen, das heißt, auf die Gemeinde bezogenen Ordination hat nicht nur negative Seiten: Die Gemeinde selbst wählt aus ihrer Mitte einen geeigneten Kandidaten aus und präsentiert ihn dem Bischof mit der Bitte um Ausbildung und Ordination eben für diese Gemeinde. Vielleicht könnte gerade dieses Modell sowohl aus theologischen Gründen als auch in bezug auf Gemeindenähe, Arbeitszeit, Lebensform und Besoldung wichtige Zukunftsperspektiven eröffnen.

Nur Zölibatäre?

Die Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit ist ins Gerede geraten. Das ist allerdings nichts Neues, sondern läßt sich seit altkirchlicher Zeit phasenweise immer wieder beobachten. Eine solche Feststellung löst zwar noch keine Probleme, könnte aber zur Beruhigung der Gesprächssituation beitragen. Auch da gibt es ein nahezu unübersehbares Schrifttum, bei dem jedoch ebenfalls all diejenigen Arbeiten ausgeklammert werden können, die weniger Sachverhalte erörtern als vorgefaßte Meinungen untermauern wollen. Aber auch bei den vielen anderen Äußerungen machen häufig Mängel in der Argumentationsstruktur das Nachdenken nicht leichter. Wer da überwiegend von verkrachten Existenzen und „Psychokrüppeln“ berichtet und nicht auch von gelungenem Leben zu erzählen weiß, von größerer Verfügbarkeit, kultivierter Einsamkeit und Nachfolge Christi, begibt sich ebenso der Glaubwürdigkeit wie derjenige, der in den höchsten Tönen die Ehelosigkeit um des Himmelreichs willen preist, nicht aber über die Problematik des Pflichtcharakters des Zölibats und über die konkreten Schwierigkeiten im Einzelfall nachdenkt. Wer da vom heidnischen Ursprung des Zölibats spricht und dabei gar nicht bemerkt, daß auch Gebet, Heiligkeitserfahrung und Ehrfurcht heidnischen Ursprungs sind, argumentiert ebenso lückenhaft wie derjenige, der den Zölibat als leibfeinlich, lustfeindlich und lebensfremd charakterisiert, ohne darauf hinzuweisen, daß die Aufgabe, Leib und Seele ins Gleichgewicht zu bringen, eine verhältnismäßig breite Palette von Möglichkeiten zur Verfügung hat und daß auch eine Ehe jenes Gleichgewicht noch längst nicht garantiert.

Die hohe Zahl der Ehescheidungen ist ebensowenig ein Argument gegen die Ehe, wie die Zahl der am Zölibat gescheiterten Priester ein Argument gegen den

Zölibat ist. Natürlich müßte man beachten, daß die so sorgfältig ausgewählten und vorbereiteten Zölibatäre mit ihrem Lebensideal nicht einfach mit dem Durchschnitt der Eheleute verglichen werden können. Aber mit den verheirateten evangelischen Pfarrern müßte man sie vergleichen können. Wenn jedoch deren Ehen nicht weniger häufig scheitern als katholische Priester mit ihrem Zölibat, dann sollte man eine entsprechende Behutsamkeit in der Argumentation erwarten dürfen. Dabei läge es nahe zu fragen, ob nicht die allgemeine Belastung des Seelsorgers und der heutige seelsorgliche Kummer viel eher als Ursachen des Scheiterns auszumachen sind als die Institutionen von Pfarrerehe und Zölibat. Das alles sind nur Hinweise auf eine häufig fehlerhafte Argumentationsstruktur.

Stringenter erscheinen da Überlegungen, die von der seelsorglichen Notsituation der Gemeinden her argumentieren. Die Gemeinden brauchen – nach katholischem Verständnis – Priester. Die wichtigen Fragen nach der Theologie der Gemeinde bzw. nach dem dogmatischen Zusammenhang von Gemeinde und Amt sollen hier ausgeklammert bleiben. Die Gemeinden also brauchen Priester. Was aber, wenn da zur Zeit und auf absehbare Zeit nicht genügend Priester zur Verfügung stehen? Für die Kleingemeinden wurde bereits oben unter „Nur Fulltimer“ ein Vorschlag unterbreitet. Der aber kann nur zum geringen Teil eine Hilfe sein. Das Modell, die weniger werdenden Priester für immer mehr Gemeinden zu verpflichten, ist weder dogmatisch noch pastoral zu rechtfertigen. Andererseits schreckt das evangelische Modell eines Pfarrers als voll etablierten, verheirateten Kirchenbeamten aufgrund der genannten Probleme in Pfarrerehen und aufgrund des seelsorglichen Verfalls in vielen evangelischen Gemeinden auch ab, so daß man katholischerseits diesem Modell gegenüber sehr zurückhaltend sein kann. Was aber dann?

Die Überlegung beginnt mit einer Besinnung auf die theologischen Dimensionen des Zölibats, um von da aus nach einer alternativen Perspektive Ausschau zu halten. Wie wäre es also, wenn man den Zölibat einmal nicht vom faktischen Scheitern vieler Zölibatäre her sähe, nicht von leibfeindlichen oder machtpolitischen Ambitionen her, nicht von den vielfältigen Argumenten seiner Gegner her, sondern einfach in seiner christlich-theologischen Interpretation? Als Charisma etwa, als prophetische Zeichenhandlung, als Versuch der Nachfolge Christi, weil auch Jesus selbst ehelos war, als Form einer Ganzhingabe im Dienst der Gemeinde des Herrn, als absichtlich weltfremde Lebensform, um durch die Fremdartigkeit der Lebensweise die Andersartigkeit der zu verkündenden Botschaft zu illustrieren? Wenn man das einmal konsequent zu denken und nachzuempfinden suchte, dann fiel natürlich auf, daß die heute weithin übliche Form von Zölibat jenes Ideal nur unzureichend realisiert. Mit anderen Worten: Wir dürften nicht nur Zölibatäre sein – mit gutem Monatsgehalt, Auto, Fernseher, Urlaubsreisen usw. –, sondern: Wir müßten auch arm sein. Wir müßten das Ideal der Ganzhingabe unsere ganze Lebensart prägen lassen, nicht nur einen Teilbereich.

Ein solches Ideal stellt möglicherweise eine Überforderung dar. Der Vergleich mit den Ordensleuten liegt zwar nahe, übersieht aber, daß das Ideal der Ordensleute von der Gemeinschaft selbst mitgetragen wird, während die Gemeindepfarrer draußen als ideale Zölibatäre eher so etwas wie „Stadteremiten“ sind. Jedenfalls ist das oben gezeichnete Ideal zur Zeit nicht in nennenswerter Häufung zu realisieren. Die Zahl der Priester würde dadurch nicht größer. Was aber, wenn man diesen eigentlich bedauerlichen Befund als Ansatz für ein neues Modell verwendet, indem man aus der Not eine Tugend macht? Gemeint ist so etwas wie „Arbeitsteilung“, das heißt, geteilt wird dabei das oben gezeichnete Ideal: Wenn die einen ihre Ganzhingabe und die Andersartigkeit ihrer Botschaft durch Ehelosigkeit konkretisieren, dann könnten die andern ihre Ganzhingabe und die Andersartigkeit ihrer Botschaft durch Armut konkretisieren. Ergebnis wäre eine zweite Form priesterlicher Lebensweise.

Ob das auch ein Vorschlag für Länder sein könnte, in denen Armut ohnehin das Schicksal der meisten Leute ist, läßt sich aus der Ferne schlecht beurteilen. In unseren Wohlstandsländern aber wäre eine solche Lebensform kaum weniger provokativ, als es der Zölibat heute ist. Konkret könnte das bei uns etwa so aussehen, daß der Pfarrer und seine Frau bzw. seine Familie ein kirchliches Gehalt beziehen, das unter Verzicht auf sonstige Einkünfte die Höhe der zur Zeit üblichen staatlichen Sozialhilfe nicht überschreiten dürfte. Lebensideal solcher Priester wäre es, in dieser wirtschaftlichen Einschränkung als frohe und zufriedene Menschen zu leben und mit dieser freiwilligen, der Wohlstandsmentalität so entgegengesetzten Lebensform die Andersartigkeit ihrer Botschaft zu veranschaulichen. Daß dies das Mittragen durch die Ehefrau und deren Zustimmung voraussetzt, versteht sich von selbst.

Auf diese Weise könnte eine Alternative zum zölibatären Priestertum entstehen, die einem anderen Personenkreis den Zugang zum Priesterberuf ermöglichte, ohne daß dies mit Anpassung an den sogenannten Zeitgeist erkaufte werden müßte, sondern ausgesprochen christlichen Geist atmete. Auch der Zölibat könnte davon profitieren, indem auf breiterer Ebene verdeutlicht würde, daß es sich bei den priesterlichen Lebensformen nicht um Leibfeindlichkeit oder Machtstruktur handelt, sondern um Ganzhingabe und prophetische Zeichenhandlung.

Nur vom Bischof Akzeptierte?

Dieser Aspekt ist bislang am wenigsten entfaltet. Im Kern geht es wohl um die alte Spannung von Amt und Charisma. Dabei ist mitgedacht, daß eine schlichte Trennung beider von Grund auf inakzeptabel ist. Wenn die Amtsträger nur noch Kirchenfunktionäre wären und die Charismatiker nur noch freischwebende

Anti-Gestalten, entspräche das sicher nicht dem christlichen Selbstverständnis. Umgekehrt ist aber auch die einfache Identifizierung beider schlecht möglich. Sowenig wie Platons Anregung, die Philosophen sollten die Politik machen, realisierbar war, so wenig wäre es sinnvoll, die Charismatiker zu geborenen Amtsträgern zu erklären. Und die tägliche Erfahrung zeigt, wie sehr das Charisma durch Amt und Funktion auch beschädigt wird.

Die Frage, um die es hier geht, könnte vielmehr lauten: Ist die heutige Art des Zugangs zum Priestertum möglicherweise so sehr vom Amtsträger Bischof her vorgeprägt, daß ein Charisma kaum eine Chance hat? Oder ist die Art des Ausbildungsgangs möglicherweise so sehr vorstrukturiert, daß nur Personen von ganz bestimmter Mentalität, von einem ganz bestimmten Charakter den Weg zum Priesterberuf einschlagen bzw. auf diesem Weg auch zum Ziel kommen? Findet da möglicherweise eine Vorauswahl statt, die sich nicht an theologischen oder pastoralen Kriterien orientiert, sondern an der Persönlichkeitsstruktur dessen, der da auswählt, ausbildet oder akzeptiert?

Mit diesen Fragen soll nicht angeregt werden, jeden Sonderling gleich zum Priester zu weihen. Aber vielleicht wäre das Begreifen der Fragestellung schon ein wichtiger Schritt zu mehr Offenheit. Auch die obigen Überlegungen zur relativen Ordination könnten ein solcher Schritt sein. Vielleicht hat das Ganze etwas sehr Grundsätzliches an sich. Vielleicht geht es tatsächlich um die Ehrfurcht vor der Individualität. Pluralismus muß ja nicht ein Abgleiten in die totale Beliebigkeit bedeuten, sondern könnte auch Ausdruck des Respekts vor der Persönlichkeit des einzelnen Menschen sein. Und wenn es gelänge, die Vielfalt der Menschen als Wert zu begreifen, dann könnte man auch eine Vielfalt von Charismen und eine Vielfalt von charismatischen Seelsorgern leichter akzeptieren. Möglicherweise wäre bei solcher Offenheit mancher für den Priesterberuf zu gewinnen, der in heutiger Situation sich gar nicht berufen fühlen kann oder nach ersten Schritten vorzeitig aufgibt. Und da die Christen in den Gemeinden vermutlich auf ganz ähnliche Weise vielgestaltige Persönlichkeiten sind, kein Priester aber aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur allen gleicherweise gerecht werden kann, bestünde die Aussicht, auch im pastoralen Alltag eine breitere „Palette“ von Menschen anzusprechen, als dies heute der Fall ist. Hier sind vermutlich noch umfassende Überlegungen erforderlich.

Mit diesen Gedankenketten sind die anstehenden Probleme, Fragen und Möglichkeiten mehr angedeutet als dargestellt, und die vorgetragenen Lösungswege sind nicht ohne Lücken und deswegen noch nicht begehbar. Vielleicht aber können diese Überlegungen Anregungen und Hilfe zum weiteren Suchen sein, zum Nachdenken und Klären, um am Ende eventuell doch noch zu brauchbaren Ergebnissen zu führen.